

Gesellschaftsforschung und Kritik

Stefan Müller | Janne Mende (Hrsg.)

Differenz und Identität

Konstellationen der Kritik

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Müller/Mende (Hrsg.), Differenz und Identität
ISBN 978-3-7799-4464-5 © 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4464-5>

Stefan Müller, Janne Mende

Weder getrennt noch eins

Identität, Differenz und die Frage der Freiheit

Bestimmungen von Identität und Differenz gehen in nahezu alle sozialwissenschaftlichen und politischen Theorien, Konzepte und Debatten ein. Je nach Theorietradition, normativer Perspektive, politischer Konjunktur oder akademischer Mode werden Konzepte von Identität oder Differenz als Fluchtpunkt für (Gesellschafts-)Kritik herangezogen. Obwohl und weil die konzeptuelle und die gesellschaftliche Bedeutung beider Konzepte nicht abnimmt, bleiben Bestimmungen und Perspektiven kontrovers. Uneinigkeit besteht darin, ob es Identität herzustellen, zu multiplizieren, zu dekonstruieren oder abzuschaffen gilt. Auch Differenz wird ebenso als Lösung wie als Problem, als Gegenstand von Forderungen wie als Gegenstand von Kritik konzeptualisiert. Eine Gemeinsamkeit der (gesellschafts-)kritischen Perspektiven auf Identität und Differenz besteht darin, Versprechen der Emanzipation und der Freiheit oder Hinweise auf Repression, Unterdrückung und Herrschaft mit einer Hervorhebung oder Ablehnung von Identität oder Differenz zu verbinden.

Angesichts dieser Heterogenität steht im vorliegenden Sammelband die Frage im Mittelpunkt, welche Dimensionen und Bedeutungen von Identität und Differenz welches Potenzial für (gesellschafts-)kritische Perspektiven aufweisen (oder verhindern) können. Grundlegend dafür sind Bestimmungen, wie beide Konzepte in unterschiedlichen Disziplinen herangezogen werden, welche Motive, Funktionen und Implikationen ihnen zugrunde liegen und welche theoretischen und praktischen Effekte sie zeitigen. Worauf wird abgezielt, wenn von Differenz und wenn von Identität die Rede ist? Welche Momente werden jeweils kritisiert, und welche Momente werden bewahrt?

Eng mit diesen Bedeutungsdimensionen ist die Frage nach dem Verhältnis von Identität und Differenz zueinander verknüpft. Bilden Identität und Differenz in gesellschaftlicher, politischer, psychologischer oder philosophischer Hinsicht ein Gegensatzpaar ab? Ist eine Eigenlogik und Eigenständigkeit der jeweiligen Konzepte zu betonen oder zu hinterfragen? In kaum einer Bestimmung von Identität und Differenz werden die beiden Konzepte nur unverbunden nebeneinanderstehend diskutiert. Vielmehr nimmt eine Refle-

xion auf das In- und Gegeneinander von identitäts- und differenzlogischen Momenten eine zentrale Bedeutung ein. Doch (wie) lassen sich die jeweiligen Momente auch getrennt voneinander diskutieren? Gibt es Dimensionen in Identitäts- und in Differenzkonzepten, die stets mit emanzipatorischen oder repressiven Folgen und Effekten verbunden sind? An diese Überlegungen schließt die Frage an, wann ein Rekurs auf Identität und Differenz Kritik ermöglicht und in welchen Argumentationslinien Kritik verstellt wird. Identität und Differenz stehen somit in zweifacher Hinsicht mit Kritik in einer Konstellation: Sie stehen in der Kritik und gleichzeitig als Werkzeuge für Kritik zur Diskussion.

Im Anschluss an die hier aufgeworfenen Fragen werden im Folgenden Möglichkeiten und Grenzen einer reflexiven Bestimmung von 1) Identität, 2) Differenz, 3) deren Konstellation und 4) deren Kritikpotenzial diskutiert und mit den im Sammelband vertretenen Perspektiven und Schwerpunkten konturiert.

1 Identität

Identität kann sich auf ein Ich, eine Gruppe, ein Kollektiv oder eine Nation beziehen. Identität kann aus gesellschaftskritischer Perspektive als Zwangsgehäuse, als Determinismus, als Zuschreibung scharf zurückgewiesen werden. Gleichzeitig kann Identität aber auch als unhintergehbare und konstitutive Grundlage für ein Selbst-Bewusstsein, für Denk-, für Handlungs- und für Reflexionsfähigkeit konzeptualisiert werden.

Bereits ein cursorischer Blick auf die Vielfalt des Identitätskonzeptes zeigt die Schwierigkeiten und Widersprüche auf, mit denen jede Auseinandersetzung mit Identität konfrontiert ist. Idealtypisch zeichnen sich mindestens drei Umgangsmöglichkeiten mit dieser Heterogenität ab.

Eine erste Umgangsweise besteht darin, Identität als Analysekonzept aufzugeben, da mit dem Begriff der Identität derart viele Bedeutungsdimensionen verbunden werden können, dass er alles bedeuten könne und damit analytisch klare Aussagen verunmögliche (vgl. Fearon 1999, S. 1; Gleason 1983, S. 914).

Eine zweite Umgangsweise manifestiert sich in dem Versuch, die unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen von Identität säuberlich voneinander zu trennen und einen Begriffswerkzeugkasten herzustellen, dem je nach Bedarf eine spezifische Dimension entnommen werden kann, um sie auf ein soziales Phänomen anzuwenden (vgl. Brubaker/Cooper 2000).

Eine dritte Umgangsweise erkennt an, dass ein gesellschaftlich, analytisch und normativ so relevanter und heterogener Begriff wie der der Identität nicht per sozialwissenschaftliches Dekret abgeschafft oder auf eine einheit-

liche Definition reduziert werden kann – und er muss es auch nicht, weil gerade in der Heterogenität seine Stärke besteht. Diese Stärke wird allerdings nur dann erhalten, wenn auch deren Grenzen berücksichtigt werden. In diesem Sinne diskutiert die dritte Umgangsweise die unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen, sozialen Folgen und Effekte von Identität und geht dem analytischen und normativen Mehrwert des Konzeptes gerade in seinen inhärenten Widersprüchen nach.

Würden diese Widersprüche jedoch lediglich als Gegensatz, Unvereinbarkeit, Diskrepanz oder Unstimmigkeit verstanden, dann würde die dritte Umgangsweise der (auch immer unbestimmten) Vielfältigkeit der Identitätsdimensionen kaum etwas Substantielles hinzufügen, sondern sie als solche bestehen lassen: als Gemengelage, die alles oder nichts oder nur ausgewählte und abgeschnittene Aspekte bedeuten kann. Die dritte Umgangsweise ist demnach auf ein spezifisches Widerspruchskonzept angewiesen, das scheinbar willkürliche Diskrepanzen in produktive Widerspruchskonstellationen zu überführen vermag.

Dieses Widerspruchskonzept lässt sich an den Dimensionen verdeutlichen, anhand derer Identität häufig diskutiert wird und die in einem scheinbar unauflösbaren Gegensatz zueinander stehen. Dabei handelt es sich um die Dimensionen statischer und dynamischer Identität, intern attribulierter (selbst gewählter oder angeeigneter) und extern attribulierter (von anderen zugeschriebener) Identität sowie auf einer allgemeineren Ebene Identität und Nicht-Identität. Im genaueren Blick auf diese Dimensionen erweist sich, dass sie alle für Identität unhintergebar sind. Identität ist nicht nur von einer „Doppelbewegung“ (Mouffe 1995, S. 34) geprägt, die auf statische ebenso wie auf dynamische Momente angewiesen ist, sondern die statischen Dimensionen bilden den Rahmen und den Raum für dynamische Momente – und umgekehrt. Interne Attribuierungen, subjektive Wahrnehmungen sind immer schon mit dem Außen, mit gesellschaftlichen Perspektiven vermittelt und gehen daraus hervor – umgekehrt ebenso. Identität tritt nicht einfach ab einem bestimmten Punkt der Nicht-Identität gegenüber, sondern sie geht aus ihr hervor und stellt sie gleichzeitig her, sie ist auf deren Existenz, auf deren Ausschluss angewiesen – so auch umgekehrt. Beide Seiten der Gegensatzpaare stellen sich demnach jeweils gegenseitig erst her, obwohl sie als eigenständige Elemente auftreten, erscheinen und funktionieren. Eine Seite würde ohne die andere nicht existieren und beide sind konstitutiv für jede Identität, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen, Hinsichten und mit verschiedenen Folgen und Effekten. Diese vermittelte (Minimal-)Konstellation ist nicht nur für den analytischen Blick auf Identität und Differenz weiterführend, sondern auch für eine (gesellschafts-)kritische Perspektive. Freiheit, Denk-, Handlungs- und Reflexionsfähigkeiten sind auf dynamische, veränderbare Identitätsaspekte angewiesen, die offen sind für etwas, das über Bestehendes

und über Bestimmtes hinausgeht: für ein ‚Mehr‘. Diese Offenheit besteht aber nicht in Beliebigkeit oder in Willkür; es handelt sich vielmehr um eine nicht-deterministische Konzeption, die gleichzeitig offen und bestimmt ist und daraus ihre Stärken erhält. Demgegenüber untergräbt ein lose und willkürlich flatterndes Identitätsmosaik die Fähigkeiten zum Handeln, zum Denken und zur Reflexion.¹

Notwendig ist aus unserer Perspektive demnach eine Konzeption von Identität, die über die binären Annahmen von Statik, interner Attribuierung oder Identität auf der einen Seite und Dynamik, externer Attribuierung oder Nicht-Identität auf der anderen Seite hinausgelangt. Die oftmals vorfindlichen Lösungsversuche, die von einer gegenseitigen Beeinflussung, Abhängigkeit oder von Interdependenzen ausgehen, sind daher auf die genaue Art des jeweiligen Widerspruchs- und Vermittlungsverhältnisses hin zu befragen. Nötig ist ein Widerspruchsbegriff, der nicht bei einer ‚Entweder-oder‘-Logik stehen bleibt, denn diese Logik vermag weder Widersprüche auf einer Seite noch Implikationen und Effekte, die quer zu ihrer Grenzziehung liegen, zu erfassen (Müller 2013; Müller 2015). Er grenzt sich ab von linearen und additiven Modellen, die einer Setzkastenlogik oder einer reinen Sortierlogik verhaftet sind. Er führt auch nicht zu Auflösungen oder Gleichsetzungen: Statik und Dynamik, Identität und Nicht-Identität, intern und extern attribuierte Identität fallen nicht schlicht in einer vermeintlichen Synthese, in der Identität als Endprodukt in eins.

Die nicht-dichotome Widerspruchskonzeption, die den hier vorliegenden Bestimmungen der Identitätsdimensionen zugrunde liegt, kann äußere und innere Vermittlungsverhältnisse berücksichtigen, die dem jeweils entgegengesetzten Pol entstammen können und die sich gegenseitig herstellen, ohne sich ineinander aufzulösen. Auf dieser Grundlage lassen sich die widersprüchlichen Dimensionen im Identitätskonzept identifizieren und diskutieren, ohne sie in eine Einheit aufzulösen und ohne sie unverbunden nebeneinander stehen zu lassen.

Die Herausforderung und die Chance für reflexive Perspektiven besteht darin, ein jeweils vorliegendes Identitätskonzept auf dessen zugrunde liegende Argumentationsfigur hin zu diskutieren. Welche Annahmen über Statik und Dynamik, interne und externe Attribuierung, Einschluss und Ausschluss etc. werden implizit und explizit in Anspruch genommen? Werden binäre Beschreibungen herangezogen oder nicht-dichotome,

1 Eine ausführliche Bestimmung und Konstellierung dieser Dimensionen findet sich in Mende 2015, S. 77 ff. Dort wird auch diskutiert, inwiefern sich die Beziehung zwischen kollektiver und individueller Identität von den Gegensatzpaaren statisch-dynamisch, intern-extern, identisch-nichtidentisch unterscheidet.

vermittlungsllogische Argumentationsfiguren? Diese Fragen entscheiden auch darüber, welche Implikationen, welche Folgen und Effekte jeweils in den Blick genommen werden können oder ob gesellschaftliche Produktionsbedingungen sozialer Ungleichheit, Macht und Herrschaft ausgeblendet werden.

2 Differenz

Konzepte von Differenz lassen sich in einer ähnlichen Heterogenität darstellen wie die unterschiedlichen Bezugnahmen auf Identität. Differenz kann eine Unterschiedlichkeit zwischen Personen, Gruppen, Nationen oder zwischen Gegenständen bezeichnen. Differenz kann als emanzipatorischer Bezugspunkt dienen, um Homogenität, Determinismus und Zwangseinheit zu kritisieren und zurückzuweisen. Differenz kann aber auch repressiv gewendet werden, wenn sie zum alleinigen Allheilmittel erhoben und damit ihrerseits zum Zwang wird, wenn sie sich als „Diversity-Management“ geriert (Sonderegger in diesem Band, der im Folgenden als DIKK zitiert wird) oder wenn sie zur unverbindlichen, unverbundenen, fragmentierten Beliebigkeit führt. Das wäre „die Defragmentierung, die Dissoziation, der bloße Zerfall, die Auflösung“ (Menke, DIKK), welche das kohärente Selbst, die handlungsfähige Identität verunmöglichen.

Spätestens an dieser Stelle drängt sich die Frage auf, ob Differenz das begriffliche Gegenstück zur Diskussion um Identität bildet oder ob Identität eher mit Blick auf das Nicht-Identische konzeptualisiert werden muss. Bevor auf diese Konstellation im dritten Kapitel eingegangen wird, stehen hier zunächst unterschiedliche Begründungsmuster von Differenz als eigenständige Kategorie im Mittelpunkt. Eigenständig meint nicht, Differenz als abgetrennt von sozialen oder analytischen Zusammenhängen zu hypostasieren, sondern Differenz als Konzept zu untersuchen, das nicht mit dem Nicht-Identischen identisch ist.

Differenz im Wortsinne verweist zunächst ganz schlicht auf Verschiedenheit, Unterschiedlichkeit, aber auch auf Ungleichheit. Beobachtungen von Differenz sind nahezu beliebig anwendbar, um zwei (oder mehr) Objekte oder Subjekte zu beschreiben, die nicht gleich sind – die einen Bezug zueinander haben können, aber nicht müssen. Das impliziert eine Lesart, die dem Differenzbegriff potenziell stets inhärent ist, nämlich die der Beliebigkeit. „Dies wiederum führt zur Verabsolutierung der Differenz und zur Ablehnung jeglicher Debatte über die Vorzüge und Nachteile der koexistierenden Lebensformen. Stillschweigend wird unterstellt, jede Differenz sei um ihrer selbst willen zu bewahren.“ (Bauman 2009, S. 129) Der Schritt zu repressiven Ausprägungen des Kulturrelativismus, die Leiden, Ungleichheit oder Unter-

drückung als Ausdruck von Differenz anerkennen oder zumindest akzeptieren, ist hier kurz (vgl. Mende 2011). Repressiv wird ein Bezug auf Differenz demnach dann, wenn sie als alleiniger Maßstab gesetzt wird und wenn sie den Blick auf die Qualität von Differenz verstellt. Die Differenz zwischen emanzipatorischen und repressiven Einrichtungen von Gesellschaft wäre dann nichts weiter als dies: eine Differenz unter und neben anderen Differenzen.

Eine daran angelehnte repressive Ausprägung von Differenz besteht in der Gleichgültigkeit gegenüber oder der Ausblendung von Ungleichheit. Die Differenz zwischen Armut und Reichtum wäre dann nichts weiter als dies: eine Differenz unter und neben anderen Differenzen.

Gleichzeitig wird Differenz – auch in den vorliegenden Beiträgen – eine hohe normative Wirkmächtigkeit und ein großes emanzipatorisches Potenzial zugeschrieben. Der Anspruch Adornos, „ohne Angst verschieden sein“ zu können (Adorno 1951, S. 116), ist für unterschiedliche Theorieperspektiven auch jenseits der Frankfurter Schule ein Fluchtpunkt geworden, der als kleinster gemeinsamer Nenner fungiert, um Differenz als emanzipatorische Mindestanforderung denken zu können.

Sichtbar wird, dass ein genauerer Blick auf die jeweils verwendeten Bezugnahmen, Dimensionen, Implikationen und Folgen von Differenz für eine gehaltvolle Bestimmung von Differenz nötig ist, um nicht selbst einer (normativen oder analytischen) Beliebigkeit zu verfallen.

Beliebigkeit, die erste der möglichen repressiven Interpretationsmöglichkeiten von Differenz auf semantischer Ebene, übersetzt sich bezeichnenderweise nicht mit Differenz, sondern mit Indifferenz. Gegenüber Indifferenz bezeichnet Differenz bzw. Differenzierung die Fähigkeit, Unterschiedliches quantitativ und qualitativ in den analytischen Blick zu nehmen. Sie bildet auch die Grundlage für eine normative Unterscheidung zwischen Emanzipation und Repression, zwischen Freiheit und Unfreiheit. Jede Form von Kritik ist angewiesen auf die Fähigkeit, eine Unterscheidung zu treffen und diese Unterscheidung qualitativ zu bewerten. In der Ablehnung oder Bevorzugung sind die jeweiligen normativen Maßstäbe bereits enthalten.

Ungleichheit, die zweite Interpretationsmöglichkeit von Differenz, lässt sich auf den zweiten Blick ebenfalls nicht ohne Weiteres mit Differenz gleichsetzen. Differenzen können, sie müssen aber nicht zu Ungleichheiten führen. Nicht Differenzen, sondern die soziale Verwandlung von Unterschieden in folgenreiche Ungleichheiten, die dadurch hervorgebracht, legitimiert und abgesichert werden, bilden die Bedingungen, die zur Benachteiligung, zum Ausschluss und zur Diskriminierung führen. „Diskriminierende Praktiken haben kategoriale Unterscheidungen zur Grundlage, die mit Zuschreibungen vermeintlich typischer Eigenschaften einhergehen, die zur Begründung und Rechtfertigung von Ungleichbehandlung verwendet werden.“ (Scherr/Janz/

Müller 2015, S. 101; vgl. auch Diehm/Radtke 1999, S. 82; Scherr 2012, S. 7; Emmerich/Hormel 2013).

Der soziale Prozess der Umwandlung von Differenzen in Ungleichheiten, die als Hierarchien, als Asymmetrien gesellschaftlich folgenreich werden, nimmt in der Diskussion um die repressiven Folgen und Effekte von Differenzkonzeptionen eine besondere Bedeutung ein. Ritsert diskutiert den Unterschied zwischen sozial relevanten und nicht relevanten Unterschieden und unterscheidet „zwischen sozialer Gleichheit, sozial relevanten Unterschieden und sozialen Ungleichheiten“ (Ritsert, DIKK, Herv.i.O.). Aus psychoanalytischer Perspektive skizziert Kirchhoff die Verwandlung von Differenz in Ungleichheit bei der kindlichen Entdeckung von Geschlechtsunterschieden: „Nachträglich nun, vor dem Hintergrund eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses, wird aus der Entdeckung eines Unterschiedes die Entdeckung einer Hierarchie.“ (Kirchhoff, DIKK) Messerschmidt konstatiert für die erziehungswissenschaftliche Diskussion um Differenz: „Jede pädagogische Thematisierung von Differenz als Unterschied und nicht als Ergebnis von Unterscheidungsprozessen identifiziert und reduziert Verschiedenheiten und verfehlt immer diejenigen, um die es doch angeblich geht“ (Messerschmidt, DIKK).

Deutlich wird in allen unterschiedlichen disziplinären Herangehensweisen, dass eine unreflektierte Bezugnahme auf Differenz eng mit der Festbeschreibung und Reproduktion sozialer Ungleichheiten verwoben ist. In allen drei Perspektiven ermöglicht der reflexive Einbezug der gesellschaftlich vorherrschenden Bezugnahmen auf Differenzen, die scheinbare Unhintergebarkeit von Unterschieden auf ihre sozialen Entstehungsbedingungen, zugrunde liegenden Annahmen, Strukturen und Prozesse hin zu diskutieren. Dieser Rekurs auf Differenz erlaubt den genaueren Blick auf mögliche herrschaftsblinde oder -reproduzierende Annahmen, indem nicht einer kritisierten Differenzsetzung einfach eine neue Differenzlinie (oder eine Einheit) gegenübergestellt wird, sondern indem die jeweilige Differenzsetzung auf ihre asymmetrischen, hierarchischen Implikationen und Effekte befragt wird. Eine solche Diskussion verändert das in Anspruch genommene Konzept von Differenz grundlegend: Nicht mehr Differenzen als gesellschaftliche Phänomene stehen dann im Mittelpunkt, sondern die Verwandlung von Differenzen in sozial bedeutsame Unterschiede, die nicht zuletzt mit gesellschaftlich vorfindlichen Hierarchien verknüpft sind. Eine reflexive Perspektive rückt den Prozess der jeweiligen Inanspruchnahme von Differenz als Bezugspunkt für die Rechtfertigung und Legitimation von sozial folgenreichen Unterschieden und Ungleichheiten in den Mittelpunkt.

Ein dritter, ein affirmativer Bezug auf Differenz findet sich gegenwärtig vor allem in Diversity-Diskursen, in denen Differenz als Zweck an sich gesetzt wird. Potenziell ausgeblendet werden dadurch repressive Dimensionen

von Differenz, die gerade dann entstehen, wenn Differenz (oder Diversität) als Identität hypostasiert wird. Auf die damit einhergehenden Problematiken weisen im vorliegenden Band sowohl Dannenbeck/Dorrance/Platte/Tiedeken als auch Sonderegger hin. „Mit dem Aufruf zur Differenztoleranz, der immer stärker zu einem seinerseits identitären Imperativ der Differenznotwendigkeit wurde, entstehen institutionelle Strategien, Differenz [...] zu behaupten, jedoch entweder gar nichts zu verändern oder nur das, was die vorherrschende Identität einer Institution nicht in Frage stellt.“ (Sonderegger, DIKK) Messerschmidt hält eine ähnliche Entwicklung im Kontext von Bildung und Erziehung fest und macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, sich den Ambivalenzen von Differenz zu entziehen:

„Die Vermittler_innen differenzreflexiver Bildungsansprüche sind selbst involviert in die Zwänge, sich gut zu verkaufen, und in diesen liegt immer eine Tendenz zur Verwertung von Differenz, wie es in einem affirmativen Diversity-Verständnis zum Ausdruck kommt. Die Antwort darauf kann aus meiner Sicht nicht darin bestehen, sich auf eine selbstsichere Position aufklärender Bildungsarbeit zurückzuziehen, sondern eher darin, die Zwiespältigkeit der eigenen Position sichtbar zu machen.“ (Messerschmidt, DIKK)

Deutlich wird an dieser Stelle, dass die Verwandlung von Differenzen in Ungleichheiten auch über die Bezugnahmen auf Identität hergestellt werden kann.

Insgesamt steht eine reflexive Perspektive auf Differenz vor der Herausforderung, die benannten Ambiguitäten auszuhalten und weder in Hypostasierung zu münden noch in der Indifferenz zu verharren. Es geht in einer reflexiven Differenzkonzeption auch darum, Unentschiedenheit und Widersprüchlichkeiten auszuhalten, einbeziehen und diskutieren zu können. Unentschiedenheit – als reflexive – geht über ein unmittelbares Nicht-Entscheiden-Können und Nicht-Entscheiden-Wollen hinaus. „Man kann nicht sagen: Differenz auszuhalten ist gut. Wenn wir mit Adorno Differenz so verstehen, dass man auf einen bestimmten Widerstand stößt, dann ist nicht jedes Aushalten von Differenz gut. Es ist sehr schwierig, hier Unterscheidungen zu treffen. Denn zugleich ist das Aushalten von Widersprüchen ein Aspekt von Versöhnung.“ (Menke, DIKK)

Bei der Frage, wie und wann Differenz beibehalten oder kritisiert werden kann, handelt es sich um eine theoriestrategisch entscheidende Stelle. Eine reflexive und (gesellschafts-)kritische Konzeption von Differenz geht in jedem Kontext der Frage nach, wann und wie Unterschiedliches als Unterschiedliches ausgehalten werden kann, ohne eindimensional und verkürzt in Beliebigkeit oder Indifferenz zurückzufallen, wann und wie es in einer dominanten Relationsbeziehung steht, die als Hypostasierung von Unterschiedlichkeit,

Ungleichheit oder Einheit fungiert, und wann und wie die Denk- und Handlungsmöglichkeiten aller Beteiligten unterstützt oder untergraben werden.

Umgekehrt wird vor diesem Hintergrund auch deutlich, inwiefern Modelle der Ungeschiedenheit, der differenzlosen Einheit herrschaftsförmig und einschränkend sind.

„Das Bild eines zeitlich oder außerzeitlich ursprünglichen Zustands glücklicher Identität von Subjekt und Objekt aber ist romantisch; zuzeiten Projektion der Sehnsucht, heute nur noch Lüge. Ungeschiedenheit, ehe das Subjekt sich bildete, war der Schrecken des blinden Naturzusammenhangs [...]. Übrigens ist Ungeschiedenheit nicht Einheit; diese erfordert, schon der Platonischen Dialektik zufolge, Verschiedenes, dessen Einheit sie ist.“ (Adorno 1977, S. 742 f.)

Adorno bewegt sich von einer Kritik der differenzlosen, puren Ungeschiedenheit zu einem Konzept von Einheit, das auf den Einbezug und die Anerkennung von Verschiedenheit aufbaut. Eine solche Einheit hält Verschiedenheit nicht nur aus, sondern benötigt diese sogar. Damit ist eine bedeutsame Abgrenzung angesprochen: Identität kann auch als Ungeschiedenheit (miss-)verstanden werden. Adorno argumentiert hier mit verschiedenen Identitätskonzepten: Identität als Ungeschiedenheit ist reflexionslos, reflexionsunfähig und lässt lediglich den Reflex zu. Eine andere, diametral gegenüberstehende Konzeption von Identität kann Differenz in sich aushalten, aufbewahren und ermöglichen. In dieser zweiten Konzeption von Identität kann der blinde Reflex in die Reflexion überführt werden. Identität wird erst durch Differenz hervorgebracht und ermöglicht; Differenz wird erst durch Identität unterstützt und ausgehalten. Diese Konstellation liegt auch Adornos Diktum zugrunde, ohne Angst verschieden sein zu können:

„Eine emanzipierte Gesellschaft jedoch wäre kein Einheitsstaat, sondern die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen. Politik, der es darum im Ernst noch ginge, sollte deswegen die abstrakte Gleichheit der Menschen nicht einmal als Idee propagieren. Sie sollte statt dessen auf die schlechte Gleichheit [...] deuten, den besseren Zustand aber denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann.“ (Adorno 1951, S. 116)

Eine reflexive Konzeption von Differenz kann diese (Minimal-)Anforderungen einbeziehen, die eine Versöhnung von Differenzen ermöglichen, und gleichzeitig die Bedingungen kritisieren, die auf eine schlechte Vereinheitlichung oder Ungeschiedenheit abzielen oder die Ungleichheiten legitimieren. Eine solche Konzeption wird Differenz weder eindimensional verkürzt als alleinigen Maßstab setzen noch durch Beliebigkeit oder Indifferenz unterlaufen.